



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bauditz Sophus: Verwischte Spuren : Skizze

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Er konnte seine Freude kaum zurückhalten und war entschlossen, es zu kaufen. Wenn es bis dahin reif würde, wollte er meine Mutter an ihrem Geburtstag damit überraschen. Einstweilen ging er weg. Aber einige Zeit danach kam ein Abgesandter von dem Antiquar aufs Kapitol und suchte meinen Vater. Er fand nur meine Mutter zuhause und trug ihr vor, daß der Antiquar auf den Preis eingehn wollte, den mein Vater geboten hätte. Meine Mutter wußte nicht, um was es sich handelte, da fing er an das Bild zu beschreiben: *Quel giovinotto con tutti li zoppi* — der Jüngling mit all den Holzpföcken, dabei machte er die Bewegung, als wenn er sich selber den Leib mit Pfeilen spickte. So wurde die Überraschung noch früher reif, als geplant war.

Es scheint, daß man zuhause in Deutschland in der kleinen Stadt meines Vaters Bilderkäufe mit Kopfschütteln und wenig gutem Zutrauen begleitete. Zwar hatte Lessing der einstmaligen kleinen Residenz angehört, und in der engern Familie hatten sie einen Dichter hervorgebracht, der sich aus Schonung für sie lange Zeit Jakob Corvinus übersezte, aber mit soviel Kunstmarthyrrium durfte eine so kleine Stadt genug haben, und man war wohl der Meinung, daß sich für andre ordentliche Menschen Baghalsigkeiten auf einem so unsichern Gebiet nicht geziemten.

Einmal aber hatte ein angesehenener Kompatriot meinen Vater in Rom besucht, und als er daheim jemand von der Familie traf, sagte er, er würde es für ein Lebensglück halten, ein Bild wie den Sebastian zu besitzen. Von da an wurden meines Vaters Ausgaben milder beurteilt.

* * *

Aber endlich kam der Schluß und damit eine andre Sorge: Wie sollten die Bilder ausgeführt werden? Das Gesetz, nach dem Kunstwerke, die zur Ehre des Vaterlandes gereichen, nicht ausgeführt werden dürfen, war kurz zuvor aufgesperrt worden, und Senator Morelli als berühmtester Kunstkennner von Italien hatte gesagt, wenn er es nicht mit eignen Augen sehen würde, würde er es nicht für möglich halten, daß man noch solche Dinge in Italien zusammenbringen könnte.

Die Aussichten standen also schlecht. Was sollte geschehen? Ein Pastor in Deutschland, der in Rom eine Galerie besitzt? Oder verkaufen? Ein Maler in Rom hatte meinen Vater schon bereden wollen, den Correggio nach Wien zu verkaufen; er behauptete, zu den Inhabern der Viechtensteingalerie Beziehungen zu haben, und „Pferde und Bilder, die soll mer verkaufe, wenn mer an Preis dervür kriegt.“ Aber mein Vater hatte doch an allen diesen Stücken damit, daß er ihnen nachgespürt hatte, sie erkannt und herausgefunden hatte, ein Elternrecht erworben, wie die Pharaonentochter an dem kleinen Moses, den sie aus dem Nil fischte — es war alles gleich unmöglich.

Aber es fand sich in dieser diplomatischen Umgebung ein anderer Ausweg. Senator Morelli war doch auf den deutschen Grund und Boden gekommen, als er das Botschaftsgrundstück betrat, um die Bilder zu sehen. Abends, wenn das große Tor unten an der steilen Salita zum Palazzo Caffarelli verschlossen wurde, war oben am tarpejischen Felsen Deutschland für sich. Es war klar, die Bilder waren gar nicht mehr in Italien, sondern in einer deutschen Enklave in Italien, und daß sie von da aus durch italienisches Land durchgeführt wurden, dagegen konnte nichts eingewandt werden.

Sie waren also frei und gingen mit nach Deutschland.

Dies sind die Überbleibsel, die ich Ihnen aufgeschrieben habe. Wenn mein Vater aufgeschrieben hätte, was an Erlebnissen mit den Bildern zusammenhing, würde es sehr reich geworden sein. Aber er hat es nicht getan. Er ging wie ein König zwischen seinen Sachen, der die Legitimation verschmäht.





Verwischte Spuren

Skizze von Sophus Bauditz



iner meiner Bekannten pflegt zu sagen: Hier bei uns in Dänemark kennt man gar keinen ordentlichen Schnee mehr; hier ist er ein Luxusartikel geworden, der so dünn auf dem Felde liegt, daß der Roggen ihn zerteilen kann, und hier in der Stadt fängt er an zu schmelzen, sich in häßlichen, schlammigen Tauschnee zu verwandeln, wenn er kaum gefallen ist. Nein, wenn man Schnee sehen will, muß man nach Smaaland reisen!

Eine Übertreibung ist das natürlich, aber etwas wahres ist doch daran. Wer kann sich eine Jagd in Smaaland im Winter ohne Schnee vorstellen, ohne losen, glitzernden Schnee, der Moor und See bedeckt, und wer kann sich dort oben eine andre Art von Beförderung vorstellen als den Schlitten, den schellenkläutenden Schlitten mit reißbepuderten, dampfenden Pferden davor!

Welche Herrlichkeit ist es nicht, im Hochwald bei der Treibjagd auf seinem Stande zu stehn, wo die Zweige der riesengroßen Föhren von dem reinsten Weiß herabgedrückt werden, und dann plötzlich einen Gießbach von Schneestaub, in der Sonne glitzernd, langsam zwischen den Stämmen herabsickern zu sehen, wenn ein Eichhörnchen den Sprung von einem Baum zum andern gewagt hat. Wie still es hier ist! Aus weiter, weiter Ferne hört man die verschieden gestimmten Glocken an den Schlitten der Holzfahrer — das macht die Stille nur noch tiefer; aber dann fängt man an, einen andern Laut erst nur zu ahnen und dann zu vernehmen: das Klappern der Treiber, die lebhafteste Musik der Waldeinsamkeit. Es kommt näher und näher, allmählich vermischt mit dem Klaffen der Meute, ein vereinzelter Ruf läßt sich unterscheiden, und dann fällt der erste Schuß. Bald geht es Knall auf Knall — aber, ach, mit rauchlosem und knallschwachem Pulver, die Zeit der alten Kanonenschüsse ist vorbei! Lautlos und majestätisch segelt der schwarze Auerhahn aus dem Dickicht heraus, der Birkhahn ist gewissermaßen nervöser, und dort — nein, das ist nur ein Specht, der in bogenförmigem Flug über den Weg dahin eilt. Aber da senkt sich eine Flinte, und zwischen den Wacholdersträuchen und den großen Steinblöcken überschlägt sich bei dem Knall ein Hase, einer von diesen prächtigen schwedischen Hasen, die jede Öffnung im Zaun genau so gut kennen wie der ortskundigste Spürhund, und die wir zuhause im Zimmer allerdings weiß nennen, die aber hier auf dem Schnee grau sind, unbestreitbar grau.

Es herrscht eine gelinde Kälte, aber es ist so unendlich still, daß wir mit aufgeknapften Röcken vor Lindstens Haus sitzen und unser Frühstück verzehren, als sei es ein Sommertag. Lindsten mißt wie der hochselige General Holofernes so an die siebeneinviertel Ellen, und Lindsten hat auch dreißig Jahre in der Svea Leibgarde gestanden, weshalb er auch so dekorativ in der Landschaft wirkt.

Und so geht der Tag, geht die Jagd ihren wechselvollen, fröhlichen Gang, aber der Tag ist kurz, nur zu kurz, und:

Das Gold des Sonnenunterganges flammt
Auf rote Föhrenstämme nieder,

ehe man sichs versieht. Und dann legen wir die letzte lange Strecke über den zugefrorenen See zurück, wo das Eis hin und wieder unter uns ächzt, obwohl es

ellend ist und Lastwagen trägt; im Westen verbräunt nur ein schwacher, blaßgoldner Rand die kleinen roten Wolken, und im Norden ist der Horizont schon dunkelstahlblau mit einem Ton wie Rauchtopas.

Jenseits des Sees warten die Schlitten; wir packen uns warm ein, die Fausthandschuhe werden angezogen, die Kragen aufgeschlagen, und dann geht es heimwärts — wir haben eine gute Stunde Wegs. In sausender Fahrt bergauf, bergab; die blauen Schatten der Blockhäuser werden tiefer und tiefer, hier und dort wird schon Licht angezündet — und da fühlt man die Kälte doppelt. Denn jetzt ist es kalt, bitter kalt trotz der Windstille, und jetzt merkt man auch, daß man sich den ganzen Tag in freier Luft bewegt hat, und daß man ein Verlangen nach Wärme und nach Speise empfindet — vorläufig hauptsächlich nach Wärme.

Einer aus unsrer Schlittengesellschaft — es ist natürlich der lange Oberstleutnant — kommt plötzlich, als wir am allermeisten frieren, auf den Einfall, uns das prasselnde Feuer aus Birkenscheiten in dem Kachelofen des Hotels zu schildern, und nach einer Weile hat er sogar die Frechheit, uns zu fragen, ob wir, wenn uns die Wahl gestellt würde, einem Teller dampfender gelber Erbsen, hier auf dem Schlitten serviert, oder einer glühend heißen Wildbretpastete mit krosser, geborstner Teigkruste und saftiger, getrüffelter Füllung den Vorzug geben würden. Wir können alle zusammen die Herlichkeiten riechen und schmecken, während er spricht, und wir können die Birkenscheite hören und sehen, aber wir antworten ihm nicht, wir frieren verstimmt weiter, und ich persönlich entfinne mich, wie dieser böshafte Jagdgenosse im vorigen Jahr am 16. Juli, als wir in sengender Sonnenglut einen ganzen Tag im Ödumer Moor arbeiteten und nahe daran waren, vor Durst zu versterben, plötzlich unsre Leidenschaften aufstachelte, indem er die Frage aufwarf, ob man in diesem Augenblick lieber einen Krug eiskalten Münchner Bieres oder eine halbe Flasche keller temperierten Mosel trinken würde. Die Wirkung war denn doch noch größer.

Jetzt nähern wir uns der kleinen Stadt, die sich um die Bahnstation angefühelt hat; die winzigen elektrischen Glühlampen an den Telegraphenstangen werfen schmale Lichtstreifen auf den Schnee, wir sausen durch die „Hauptstraße,“ biegen auf den „Marktplatz“ ein und halten schließlich vor dem Hotel.

Fünf Minuten später sind wir der einen Seligkeit teilhaftig geworden, von der wir auf dem ganzen Wege geträumt haben: wir liegen ohne Überkleider und ohne Stiefel auf dem Bett in einem warmen Zimmer, und nun haben wir noch eine ganze Stunde vor uns, in der wir mit der Pfeife im Munde unsern Appetit zu dem späten Mittagessen schärfen können.

Der Oberstleutnant pflegt zu sagen, daß die Stunde das Beste bei den Jagden in Smaaland sei. Das ist natürlich auch Übertreibung, aber eine wunderbare Stunde ist es doch. Es kommt kein andres Licht in das Zimmer als der gedämpfte, rotgelbe Schein, den die glühenden Birkenscheite im Ofen verbreiten, draußen aber funkeln die Sterne an dem dunkeln Himmel und glitzern auf der Schneedecke da unten.

Der Oberstleutnant und ich sind Zimmergefährten; wir schlafen nicht, eigentlich wach sind wir aber auch nicht: wir können noch so eben das Feuer in unsern Pfeifen im Gange halten.

Sieh nur, wie rein und weich der Schnee da draußen liegt, sage ich, im Grunde nur um zu dokumentieren, daß ich nicht eingeschlafen bin.

Ja, antwortet er, ich war auch gerade in dieselbe Betrachtung versunken, und weißt du, an wen ich dabei denken mußte? An Betty Lange — erinnerst du dich ihrer wohl noch?

Betty Lange? — Nein.

Freilich, die hübsche Mamsell auf Arvedgaard — ihrer mußt du dich doch noch entsinnen!

Ob ich mich ihrer entsinne! Auf Arvedgaard hatte ich ja schon als Schüler verkehrt, und ich hatte den Verkehr fortgesetzt, so lange die brave, gestrenge Herrin, meines Freundes Hilmars Mutter, lebte, und Betty, die war ja gerade in meinen

Studentenjahren dort gewesen — die schöne Betty! Ich sehe sie so deutlich vor mir, sehe die Oberlippe, die immer in der Mitte ein wenig in die Höhe gezogen war, als wenn sie gerade etwas sagen wollte, und die Augen, die strahlenden Augen mit dem feuchten Glanz — wir machten ihr ja sämtlich den Hof, in aller Unschuld natürlich.

Aber wie kommst du denn nur dazu, plötzlich an die zu denken? frage ich.

Ach, ich weiß nicht — ja, es kam daher, daß du sagtest, der Schnee liege so weich und rein da. — Entsinntst du dich des Weihnachtsfestes von 1874, da warst du nicht auf Arvedgaard?

Nein, ich hüffelte zum Examen, und als ich das nächstemal wieder hinkam, war sie weg.

Ganz recht, es war das letzte Jahr gewesen, daß sie da war. Als ich zu Weihnachten hinauskam — es war so ein echter weißer Weihnachten mit Schlittenbahn und Frost, so, wie wir es in unsrer Jugend gewohnt waren — merkte ich sofort, daß mit Betty nicht alles in Ordnung war. Sie war noch ebenso hübsch und ebenso lieb und gut, aber der Humor war wie weggeblasen, und manchmal zerdrückte sie auch eine heimliche Träne und zwang sich zu etwas, was einem Vächeln gleichen sollte. Ich fragte Hilmar, was ihr fehle, und er erzählte mir, seine Mutter habe Wind davon bekommen, daß sich das Mädchen mit dem Verwalter auf Knudsholm verlobt habe, und daß der sie häufiger und länger und später am Abend besuche, als es die alte Dame für passend hielt, und schließlich habe seine Mutter ihr denn geradezu verboten, den Bräutigam bei sich zu sehen, und gesagt, wenn er trotzdem „fensterte,“ würde sie Betty unverzüglich kündigen. — Du weißt ja selbst aus Erfahrung, daß mit der alten Dame nicht zu scherzen war!

Da stehe ich denn eines Abends in jener Weihnachtszeit unten im Fremdenzimmer im Begriff, zu Bett zu gehn — du erinnerst dich wohl noch, daß ich immer nach dem Garten hinaus wohnte —, ich stehe also an dem offenen Fenster und sehe über den großen, weißen Rasenplatz hinaus und freue mich an dem Mondschein und den Sternen. Da wende ich den Blick zufällig nach links, und aus Betty's Fenster sehe ich einen Lichtschein auf den Schnee fallen. Daran war ja nun an und für sich nichts besonderes, obwohl es ziemlich spät war; das Schlimme bei der Sache aber war, daß über den ganzen großen Rasenplatz eine deutliche Fußspur lief, die, nach der Richtung zu urteilen, sehr wohl von Knudsholm her führen konnte, die aber auf alle Fälle nach Betty's Fenster hin führte, und eine Fußspur vom Fenster und wieder zurück, die war leider nicht vorhanden.

Ich kann dir sagen, ich habe die halbe Nacht dagelegen, ohne ein Auge zu schließen, denn ich malte mir fortwährend den schrecklichen Augenblick aus, wo die alte Dame — sie sah ja alles! — am Morgen die kriminellen Fußspuren entdecken und Betty auf der Stelle den Lauspaß geben und sie unglücklich machen würde. Großer Gott, sie war so schön und so sanft, und auch wenn sie — nun, wer will da richten — ich jedenfalls nicht!

Schließlich bin ich doch eingeschlafen, und ich erwachte dadurch, daß Hilmar vor meinem Bette stand und sagte:

Heraus mit dir! Wir wollen einen Hasen schießen. Es ist überall voll von frischen Spuren, denn gegen Morgen sind zwei, drei Zoll Schnee gefallen, ganz eben und still — sieh nur selbst!

Ich sprang auf und stürzte an das Fenster — ich hätte vor Freude jubeln können! Weich und dicht lag der Schnee auf dem ganzen Rasen — ja du kannst ruhig finden, daß es lächerlich war, aber in demselben Augenblick bat ich im stillen Betty jeden unfeinen Gedanken ab, den ich von ihr gehabt hatte, und sagte zu mir, daß wenn sich der liebe Gott die Mühe mache, so einen Brautschleier vor ihrem Fenster auszubreiten, so rein und zart, und alles das auszulöschen, dem böse Menschen eine häßliche Deutung beilegen könnten, ja, dann müsse sie es auch verdienen.

Nun, Hilmar und ich schossen an jenem Morgen jeder unsern Hasen, und im Sommer heiratete Betty ihren Verwalter.

Als der Oberstleutnant seine Geschichte beendet hatte, wurde zu Tische gerufen, aber wir beide, er wie ich, sahen noch einmal auf den Schnee hinaus, ehe wir die Gardine herabließen und anfangen, uns anzukleiden.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichspsiegel. Die Reichstagsdiäten liegen wieder einmal „in der Luft,“ diesmal in Gestalt von Tage- oder Anwesenheitsgeldern. Der Erwählte des allgemeinen Stimmrechts soll Mittags, wenn er in die Sitzung kommt, seinen Namen eigenhändig in eine Präsenzliste eintragen, und wenn er dann trotzdem bei einer namentlichen Abstimmung nicht anwesend sein sollte, bekommt er für diesen Tag — keine zwanzig Mark. Richtiger wäre, er zahlte dann noch zwanzig dazu. Als Korrelat für die „Anwesenheitsgelder,“ die die Steuerzahler zu tragen haben, sollte man aus Billigkeitsgründen auch Abwesenheitsgelder einführen, die die Herren Reichsboten aus ihrer Tasche bestreiten, wenn sie „unentschuldig fehlen,“ wie der parlamentarische Kunstausdruck lautet. Vor allen Dingen sollte aber doch der jetzige Reichstag keine Anwesenheitsgelder empfangen, da er in der Voraussetzung gewählt worden ist, daß solche nicht gezahlt werden. Es ist zwar kein einziges Mandat unbefetzt geblieben, für die meisten waren drei bis vier Kandidaten vorhanden, und so würde es auch ohne Diäten für alle Zukunft bleiben. Wenn man nun aber schon die Verfassung an einer ihrer empfindlichsten Stellen zugunsten des Diätenbedürfnisses abändern will, so wäre es doch Ehrenpflicht für die jetzigen Mitglieder des Reichstags, die Einführung der Diäten bis zu den nächsten Neuwahlen, also bis zur nächsten Legislaturperiode zu verschieben. Denn gerade die Diätenverfechter haben ja immer geltend gemacht, daß mit Tagegeldern ein ganz anderer Reichstag zustande kommen würde, also hic Rhodus, hic salta!

Einzelne Abgeordnete haben sich zugunsten des Diätenempfangs in allen möglichen Zeitungen die Finger wundgeschrieben, und da Abgeordnetenbeiträge, auch wenn sie noch so nichtsagend sind, von den Zeitungsredaktionen immer als mit besondern Weisheit umgeben angesehen werden, so ist für die Betreffenden ein Teil des Diätenbedarfs der Session wohl schon durch die Honorare für diese Polemik gedeckt. Einen guten Eindruck hat das nirgends gemacht, ungeachtet der rührenden Einmütigkeit der Parteien in dieser Frage. Der Zentrumsantrag auf Abänderung des Artikels 32 der Reichsverfassung liegt ja dem Reichstage auch schon wieder vor, ein Termin für das Inkrafttreten des Gesetzes ist darin nicht vorgesehen. Nun sind die Ausführungen des Staatssekretärs Grafen Posadowsky, des Vertreters des Reichskanzlers, zur Diätenfrage in seiner Rede vom 12. Dezember schwerlich rein privater Natur gewesen, sondern sie sind doch mindestens als Ausdruck der preussischen Auffassung, wenn nicht als die der großen Mehrheit des Bundesrats anzusehen. Drei Tage später hielt der Reichstag seine letzte Sitzung, in der zuletzt — wie die Nationalzeitung feststellt — im ganzen zwölf (!) Abgeordnete einschließlich des Präsidenten und zweier Schriftführer anwesend waren. 12 von 397! Man wird doch nicht behaupten können, daß die abwesenden 375 nur wegen der Diäten gefehlt haben. In Berlin und den Vororten wohnen viel mehr als zwölf Reichstagsmitglieder, die andern „schwänzten“ also, und die auswärtigen waren nach Hause gereist oder machten in Berlin Einkäufe. Die badischen Landtagsmitglieder waren schon acht Tage zuvor abgereist, von den sächsischen wird ebenfalls der eine oder der andre Dresden vor Berlin bevorzugt haben.

Früher wurde das Tagen von Landtag und Reichstag zu derselben Zeit als unvereinbar mit den Geschäften des Reiches angesehen, heute braucht der Reichstag sechs Monate, von denen zehn bis vierzehn Tage allein beim Gehaltstitel des